

## *Zum Vorfeld der Ordensberufe*

Von Anselm Schulz OSB, Schweiklberg \*

### Eine Bemerkung zuvor

Wenn man sich auf die Fragestellung einläßt, ist man sehr schnell mit einer ganzen Fülle von Gesichtspunkten konfrontiert, die alle im Hinblick auf das „Vorfeld“ der Ordensberufe berücksichtigt werden sollten oder gar müßten. Die Vielschichtigkeit der Fragestellung wird wahrscheinlich dazu führen, daß wir am Ende der heutigen Überlegungen noch mehr offene Fragen haben werden als am Beginn. Daran ist nicht eine unreife diebische Freude am Problematisieren schuld, sondern die Wirklichkeit selbst birgt bei tieferem Eindringen eine Fülle von Zusammenhängen und Aspekten in sich. Noch wichtiger als eine möglichst große Vollständigkeit in der Aufzählung der einschlägigen Gesichtspunkte ist deren rechte Anordnung und sachgemäße Bewertung. Das nachfolgende Statement wird sich auf ein paar Anmerkungen und Beobachtungen beschränken, die samt und sonders dem Bereich zuzuordnen sind, den man als das „Vorfeld“ der geistlichen, speziell der Ordensberufung charakterisieren könnte. Dieser „Bezirk“ ist sehr bedeutsam. Katholische Theologie darf ihn auf gar keinen Fall vernachlässigen; denn er ist die praktische Anwendung des Axioms: *gratia supponit naturam*. Mit einem anderen Ausdruck könnte man die nachstehende Erörterung auch ein Bemühen um die „a-theologischen“ Elemente in einem sachgerechten Verständnis von Berufung nennen.

### DER AUSGANGSPUNKT

Ich gehe wohl in der Annahme nicht fehl, daß es vor allem die Sorge um den ausbleibenden Nachwuchs — und das angesichts eines immer bedrohlicher werdenden Schwundes an Mitgliedern — ist, die uns die heutige Themenstellung aufgenötigt hat. Bekanntlich pflegt die Reflexion, zumindest sehr verstärkt, dann einzusetzen, wenn der Mangel und die Not bereits sehr weit fortgeschritten, in jedem Fall aber offenkundig sind. Dadurch erklärt sich auch die intensive Bemühung der ganzen Kirche um die geistlichen Berufe, die in diesem Jahrzehnt ein früher gar nicht gekanntes Ausmaß angenommen hat.

Es ist in der Tat eine höchst aktuelle Frage, die ausgesprochen-unausgesprochen die Verantwortlichen bewegt: Warum treten schon seit längerer Zeit immer weniger und oft fast gar keine jungen Menschen mehr in unsere bestehenden Orden und geistlichen Gemeinschaften ein? Von dieser Sorge sind auch die streng beschaulichen Männergemeinschaften nicht ausgenommen. Auch sie müssen das Ausbleiben von Novizen, oft schon seit längerem

---

\* Der nachstehende Aufsatz ist ein einführender Gesprächsbeitrag des Verfassers zum Thema „Ordensberufung“, der der Arbeitsgruppe Bischöfe und Orden als Anregung vorgetragen worden ist.

Jahren beklagen (vgl. „Christ in der Gegenwart“ Nr. 11, 1978). Hand in Hand damit geht eine um sich greifende lähmende Resignation in den jüngeren und mittleren Jahrgängen. Sie fürchten für die Zukunft angesichts der immer kleiner werdenden Verbände.

Um den gewählten Ansatz „im Vorfeld“ in seiner Bedeutung zu rechtfertigen, lassen Sie mich zunächst eine kühne, in gewissen Grenzen sogar überspitzte Feststellung treffen; für falsch halte ich sie aber nicht! Die Behauptung lautet: Die großen Zahlen an Nachwuchs in den vergangenen Jahrzehnten waren nicht nur (!) die Frucht eines besonders intensiven geistlichen Lebens; und der Schwund der letzten Jahre geht nicht nur (!) zu Lasten eines absinkenden geistlichen Grundwasserspiegels. So unaufgebar wichtig die spirituelle Komponente für die Berufung in der Kirche, speziell für eine Ordensberufung ist, so ist sie doch ihrerseits mit Faktoren unlöslich verknüpft, die man nach dem herkömmlichen Verstehensschema primär nicht als spirituell kennzeichnen würde, die ich daher dem „Vorfeld“ zurechnen möchte. Mit dem Ausdruck „Vorfeld“ ist die Bedeutung keineswegs gemindert; nur ihr „Ort“ ist vielleicht zutreffender angegeben.

Dieses sogenannte „Vorfeld“ hat sich vor allem in den letzten 30 Jahren so grundlegend verändert, daß die gegenwärtig „mageren“ Jahre nur auf diesem Hintergrund zu begreifen sind. Wir kommen an Feststellungen nicht vorbei, die beim ersten, vor allem kompakten Hören fast brutal klingen, und die doch nachweislich als Faktoren in den vielschichtigen Vorgang, den man „Berufung“ nennt, eingegangen sind.

Dabei möchte die Erörterung dieser Elemente vor allem auch eine entlastende Hilfe für die sein, die unter der Wucht der Verantwortung im Hinblick auf die künftige Entwicklung niedergebeugt sind, auf jeden Fall schwer daran tragen. Es geht nicht darum, sich auf diese Weise aus der Verantwortung hinwegzustehlen, wohl aber sie durch einen nüchternen Blick auf die ganze Wirklichkeit auf jenes Maß zu reduzieren, das unserer Entscheidung und Einflußnahme überhaupt unmittelbar zugänglich ist.

#### BESCHREIBUNG DES „VORFELDES“

Ich möchte zwei Bemerkungen vorausschicken: 1. Die nachfolgende Feldbeschreibung erhebt weder den Anspruch auf Vollständigkeit noch ist sie frei von jener Subjektivität, die mit dem begrenzten Horizont eigener Erfahrungen unweigerlich mitgegeben ist. 2. Eine dem „Vorfeld“ der Ordensberufung im strengen Sinn weit vorgelagerte akute Schwierigkeit ist die rapid sinkende Bereitschaft, sich mit den Zielen der Kirche zu identifizieren. Die Tendenz belastet das Christsein überhaupt, gewinnt freilich in ihren Auswirkungen für den spezifischen Dienst in der Kirche zusätzliche Bedeutung. Die Wertschätzung eines Einsatzes für die Kirche sinkt allgemein und hat besonders in den letzten Jahren weiter abgenommen.

Ein unverkennbares Merkmal dafür ist das Ringen um die Identifikation mit der Kirche, die oft nur noch partiell gelingt. Die recht verstandene „totale“ Identifikation ist derzeit fast die Ausnahme. Ohne eine solche ist ein Leben im Dienst der Kirche auf Dauer schwer nachzuvollziehen, als Lebensentscheidung für eine kirchliche Gemeinschaft (vgl. Ordensbeschuß der Synode 2.1.7) und insbesondere in der Weise der evangelischen Räte nahezu ausgeschlossen. Wie sehr dieser Mangel sich auswirkt, bekommen alle(!) kirchlichen Dienste zu spüren.

Aber auch dann, wenn die Identifikationsprobleme einmal wieder wegfallen sollten, bleiben die nachstehenden Gesichtspunkte im wesentlichen unberührt. Sie sind aber für das derzeitige „Vorfeld“ der Ordensberufung nahezu konstitutiv.

Wir müssen uns die Auswirkungen vor Augen führen, die durch eine ganze Reihe von Umschichtungen in der Bevölkerungsstruktur eingetreten sind. Manches ist Ihnen sicher längst vertraut, soll aber wegen des Zusammenhanges wenigstens in Stichworten angeführt werden. Schließlich gibt es so etwas wie eine Interdependenz der Gründe, die erst zusammen jene geballte Wirkung zeitigen.

1. Die Großfamilie im Sinne der kinderreichen Familie ist zur seltenen Ausnahme geworden, und zwar nicht nur in der Stadt, sondern seit geraumer Zeit auch auf dem Land. Es ist einsichtig, daß die Freigabe eines Kindes für den Ordensberuf jetzt auf vermehrte Schwierigkeiten stößt. Nach Angabe von „Christ in der Gegenwart“, Nr. 9, 1978 sind sogar 38 % aller Ehen in Westdeutschland kinderlos; weitere 21 % haben nur ein Kind; und Familien mit drei oder gar mehr Kindern haben schon „Seltenheitswert“. Dieser Trend dauert seit fast 10 Jahren an, und eine Tendenzwende ist nicht in Sicht.

2. Es gibt in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland keine im strengen Sinn aufsteigende Sozialschicht mehr. Das unterscheidet unsere Situation wesentlich von früheren Epochen. Denn nachweislich haben die Berufungen zum Orden und für den Klerus etwas mit der Tendenz zu tun, auf diesem Wege gesellschaftlich aufzusteigen. Die kirchliche Pastoral hat diesen durchaus legitimen Ansatz in jeder früheren Reformbewegung durch eine entsprechende Motivationsläuterung gefördert.

3. Nachdem wir, Gott sei Dank, durch drei Jahrzehnte keinen Krieg mehr über uns ergehen lassen mußten, haben sich die Heiratsaussichten für die Geburtenjahrgänge an nahezu 100 % Chancen für einen Partner angenähert. Seit einigen Jahren weist die Statistik des Bundes sogar einen leichten Überschuß auf der Seite der Männer aus, der aber kaum über 1 % hinausreicht und zudem durch die hohe Scheidungsquote völlig absorbiert wird. Damit ist die Zahl der freiwillig-unfreiwillig Ehelosen fast völlig ausgefallen.

4. Die Bildungschancen sind in den letzten Jahren zunehmend auch für Mädchen im allgemeinen Urteil der Bevölkerung als solche erkannt worden. Das trifft auch für die gesellschaftlichen Gruppen zu, die man früher nicht dem Bildungsbürgertum zugerechnet hat. Der höhere Bildungsstand bzw. seine Fortführung und Auswertung in einer qualifizierteren Ausbildung fördert die Abwanderung aus den Landgebieten.

5. Ein anderer Grund für den Wandel in der Einstellung zum Ordensberuf verbirgt sich hinter der heute selbstverständlichen Verbindung von Beruf und Ehe, und zwar auch für die Frau. Berufsgruppen, die noch vor einigen Jahrzehnten, wenigstens nach ungeschriebenen Gesetzen, die ehelose Lebensform voraussetzten (z. B. Ärztinnen, Lehrerinnen, Krankenschwestern, überhaupt alle Arten von Sozialberufen), sind inzwischen in der Regel von Verheirateten übernommen worden. Wenn man nur dieses Faktum allein mit der schwindenden Identifikation gegenüber der Kirche zusammennimmt, dürfte sich bereits ein Gutteil des ausbleibenden Nachwuchses von daher verständlich machen lassen. Denn solange bestimmte Berufe, insbesondere von Frauen, nur als ehelose ausgeübt werden durften, brauchte es nur noch ein entsprechendes religiös-kirchliches Milieu, um den Zugang zu einer Ordensgemeinschaft für etwas durchaus Normales und sehr Vernünftiges zu erachten. Religiös gesinnt war man ohnedies, der Eintritt in die Gemeinschaft eröffnete und erleichterte den Zugang zu bestimmten Berufen.

6. Ohne dies überzubewerten, kann auch nicht übersehen werden, daß die kirchliche Pastoral, zunächst in einem durchaus verantwortbaren Gegenzug, die christliche Ehe gegen eine einseitige Überschätzung des Ordensstandes stärker in den Mittelpunkt ihrer Verkündigung gerückt hat. Bei der allgemein menschlichen Neigung zu gewisser Einseitigkeit ist daraus, lange Zeit vielleicht unbemerkt, ein Defizit in der Wertschätzung der Ordensberufung geworden.

7. Nachstehende Beobachtung trifft vor allem für die Landbevölkerung zu. Gerade sie hat aber, wie unschwer nachzuweisen ist, einen großen Anteil am Nachwuchs der Orden gehabt. Eine Veränderung in diesem Bereich muß geradezu zwangsläufig besondere Auswirkungen auf den Personalstand der geistlichen Gemeinschaften haben. Wenn im folgenden einige Zahlen genannt werden, so beziehen sich diese auf den mir persönlich etwas vertrauteren Lebensraum, Niederbayern und die Oberpfalz. Es kann durchaus sein, daß sich das Ausmaß der angesprochenen Veränderung in anderen ländlichen Territorien mit einer größeren Nähe zu den industriellen Ballungszentren nicht ganz so hart darstellt. Im Grunde handelt es sich aber höchstens um einen gewissen graduellen Unterschied; aufs Ganze ist die Entwicklung allüberall in der BRD irreversibel und trifft alle herkömmlichen Landgebiete.

Gemeint ist die Umschichtung unseres Lebensraumes: die BRD ist ein hochindustrialisierter Staat geworden; der Anteil der Bevölkerung an der Agrarwirtschaft ist in den letzten Jahrzehnten rapid gesunken. Auch in rein ländlichen Gebieten wie z. B. in Niederbayern und in der Oberpfalz ist der Anteil der Bevölkerung an der Landwirtschaft auf den Bundesdurchschnitt gesunken; dieser liegt derzeit zwischen 8 und 6 %. Dem entspricht eine Abwanderungsquote, die allein im Regierungsbezirk Niederbayern rund 80 000 Menschen pro Jahr ausmacht. Eine solche Entvölkerung hat sich in dem eben genannten Raum durch etwas mehr als 20 Jahre ereignet. Die Folge davon ist, daß man heute z. B. in den Ballungszentren, etwa des südwestdeutschen Raumes, ganze Bevölkerungsgruppen, besonders der jüngeren Jahrgänge antrifft, die alle aus industriiefernen Landgebieten zugezogen sind. Dabei darf nicht übersehen werden, daß es sich mehrheitlich um die Jugend, und zwar um die menschlich in jeder Hinsicht dynamischeren Teile einer Landbevölkerung handelt. Nicht wenige von ihnen wären unter anderen Voraussetzungen auch für das soziale und missionarische Engagement der Kirche ansprechbar gewesen. Auch hier hat die Auflösung eines kirchlich orientierten Milieus bereits nachgewirkt. Um jedes Mißverständnis auszuschließen: die vorstehende Bewertung zielt allein auf die Agilität, und ist keineswegs qualitativ im Sinne einer moralischen Wertung zu verstehen.

Zum Vergleich sei noch an den hohen Anteil erinnert, der bis zum Beginn des 2. Weltkrieges, also vor etwa 40 Jahren, in der Bevölkerung Niederbayerns und der Oberpfalz in der Landwirtschaft ganz tätig war, nämlich rund 85 Prozent der Bevölkerung.

#### PASTORALE KONSEQUENZEN

Nimmt man solche Tatsachen unvoreingenommen zur Kenntnis und läßt sie auf sich wirken, wird man nahezu zwangsläufig hinsichtlich des potentiellen Vorfeldes für geistliche und speziell für Ordensberufungen heute eine veränderte Position einnehmen müssen. Mit allem gebotenen Vorbehalt sei es gewagt, diese wenigstens anzudeuten. Nach menschlichem Ermessen sind heute die Ballungszentren die bevölkerungspolitisch aktiven Räume. Aus ihnen könnten noch am ehesten, wenn auch sicher in viel bescheideneren Zahlen, wenn man frühere Raten zugrundelegt, geistliche Berufungen hervorgehen. Das würde z. B. bedeuten: eine oder mehrere Großstädte, die zusammen einige Millionen Menschen umfassen, werden wahrscheinlich auch geeignete Berufungen in sich vereinen, während ein fast zum Aussterben verurteiltes Restterritorium, wie es manche Grenzgebiete der BRD mit hoher Landwirtschafts- und sehr geringer Industriestruktur tatsächlich sind, kaum ernsthaft mehr in Betracht gezogen werden kann. Für eine Pastoral künftiger geistlicher Berufungen würde daraus folgen, daß sie ihren Schwerpunkt auf die jungen Familien in den Ballungszentren

richten und diese zur Zielgruppe wählen müßte. Daß so etwas nur in einer Langzeitstrategie Früchte tragen wird, sei als wichtige Anmerkung nachgetragen.

Die geistlichen Gemeinschaften selber, sofern es ihre Tätigkeit im sozialen und pastoralen Bereich betrifft, sollten angesichts dieser Umstände viel stärker in den städtischen Lebensräumen präsent sein. Die Zeit der vielen kleinen dörflichen Niederlassungen ist zumindest vorerst vorbei.

Alle jene geistlichen Gemeinschaften, die keine spezifische soziale Aufgabe haben und auch nicht den Dienst in der Gemeindepastoral als eigentliches Ziel verfolgen — also die sogenannten monastisch-kontemplativen Gruppen —, sollten sich nicht unmittelbar mitten in den Ballungsräumen ansiedeln, wohl aber in deren Nahbereich, also etwa in der Zone, die in der Sprache heutiger Landesentwicklung der Naherholungsbereich einer Großstadt genannt wird.

Natürlich ist zugegebenermaßen vieles von dem, was hier angedeutet wird, ein Planspiel. Die meisten geistlichen Gemeinschaften leben unter gewachsenen Bedingungen, die nicht so ohne weiteres unüberlegt abgeschüttelt werden können. Immerhin stellt sich angesichts der gegenüber früheren Jahrzehnten so grundlegend veränderten Ausgangsposition die Frage: Was ist auf die Dauer sinnvoller, ein nur trotziges Verbleiben in den überkommenen Räumen, obschon diese sich so grundlegend gewandelt haben, oder aber das mit Augenmaß für das verantwortbare mutige Sicheinstellen auf die veränderte Lage? Ich möchte keine vorschnellen Hoffnungen wecken: Vorerst glaube ich nicht, daß mit einer rein lokalen Umstellung automatisch die Sorgen um den Nachwuchs verstummen werden. Aber nach menschlichem Ermessen — und dieses gründet sich auf die vorher skizzierte unleugbare Umschichtung — dürfte sich in den Zentren, wenn überhaupt, neues Leben auch für die geistlichen Gemeinschaften regen. Solches müssen wir bedenken und beachten, gerade wenn wir glauben, daß Gott mächtig ist, auch aus Steinen Kinder Abrahams zu erwecken. Dieser Glaube schließt ja die nüchterne Kenntnisnahme der unverstellten Wirklichkeit in sich ein. Ich erlaube mir, noch einmal darauf hinzuweisen, daß wir im Unterschied zu allen früheren geschichtlichen Epochen und Wenden beim derzeitigen Umbruch in der Kirche Deutschlands zum ersten Male keine aufsteigende Schicht mehr unter uns haben. Wahrscheinlich werden wir gerade unter diesem Aspekt eine vermehrte Aufmerksamkeit auf die ausländischen Mitbürger richten müssen. Natürlich sind alle Vergleiche mit der Vergangenheit von nur begrenzter Aussagekraft. Aber selbst dann liegt der Schwerpunkt der Bemühungen im städtischen Bereich.

Wie immer die Entwicklung künftig weitergehen wird, eines wird man sich zugestehen müssen: wir stehen angesichts der Umwandlungen im „Vorfeld“ der Ordensberufungen an einem Scheideweg. Und es ist für mich eine Gewissensfrage: Sollen wir bloß trotzig im Überkommenen verharren

und dann wahrscheinlich über kurz oder lang mehr oder minder auslaufen, oder sind wir zum Auszug bereit, zum vielleicht schmerzlichen Verlassen und gewinnen so eine neue Chance für das Leben? So gesehen, gewinnen die Beobachtungen aus dem scheinbar recht profanen Vorfeld eine eminente geistliche Bedeutung. Sie werden zu einer sehr konkreten Anwendung des Jesuswortes: „wer sein Leben festhält, wird es verlieren; wer es aber verliert, wird es gewinnen“, denn dahinter steht ja eine Herausforderung unseres Glaubens, unserer Veränderungsbereitschaft. Vorgegebener geschichtlicher Wandel ist für einen Christen, dessen Glaube sich an den Gott der Geschichte richtet, immer auch eine Spur des Willens Gottes.

Man darf gerade unter dieser Rücksicht noch einmal nachdrücklich betonen, daß die geistlichen Gemeinschaften im gegenwärtigen Wandel noch mehr als bisher ihr ganzes Interesse darauf verlegen müssen, zunächst und vor allem geistliche Gemeinschaften zu sein, wobei dieses „geistlich“ sehr wohl den Mut zu einer konkreten kirchlichen Spiritualität beinhaltet. In solcher Einstellung sollten sie sich auf angemessene Weise für Christen öffnen, vor allem auch für interessierte junge Christen. Sie sollten den Menschen aus den Ballungszentren ein Stück geistlicher Heimat bieten. Das setzt freilich voraus, daß die Gemeinschaften selber in der Lage sind, die geistliche Bewußtseinslage derer zu begreifen, die zu ihnen stoßen. Denn nur, wenn sie sich angenommen und hinreichend verstanden fühlen, mag eine latente Berufung aufbrechen.

Die vorstehenden Überlegungen mögen manchen etwas absonderlich dünken. Sie sind dem Verfasser im Laufe vieler Jahre der Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit zugewachsen und stellen den zwar begründeten, aber durchaus persönlichen Versuch dar, mit den Beobachtungen aus dem „Vorfeld“ der Ordensberufung zu einer in etwa stimmigen Antwort zu kommen.

Zusätzlich müßte man noch auf die verschiedenen gelagerten Probleme in den klerikalen und in den Laiengemeinschaften zu sprechen kommen. So sind z. B. die sogenannten Priesterorden heute vielfach mit den gleichen Fragen belastet wie die Diözesanpriester, und zwar im Hinblick auf das Amtsverständnis. Die nicht gerade sehr glückliche Engführung des Priesterbildes im letzten Jahrzehnt, die zu ausschließliche Betonung der Aufgabe des Gemeindeleiters sei hier anstelle mancher anderer Aspekte eigens erwähnt.

Trotz der gesamtkirchlich vertieften und in gewisser Weise neuen Einschätzung des Laien als Vollchrist haben die Laiengemeinschaften, sowohl die der Frauen als auch die der Männer, daran nur geringen Anteil. Das ist im Grunde verwunderlich; und ich gestehe, daß ich dabei nicht ganz durchblicke. Es sind daher Vermutungen, die aber nicht verschwiegen werden sollen, was im folgenden dazu gesagt werden kann: De facto, das sei sine

ira et studio einfach angemerkt, hat sich die kirchentheologisch sachgerechte Wertung des Laien auch außerhalb der geistlichen Gemeinschaften ja noch keineswegs als selbstverständlich angenommen eingeführt. Dann hat es bisweilen den Anschein, als ob sich unsere geschlossenen Verbände dabei in der Umorientierung mindestens ebenso schwer tun wie die Pfarrgemeinden. Sicher ist hier noch viel Bildungsarbeit vonnöten. Außerdem muß man sich in Erinnerung rufen, daß ein gutes Jahrzehnt ein viel zu kurzer Zeitraum ist, um ein jahrhundertealtes, einseitiges Verständnis von Kirche abzubauen. Zudem ist die gesamtkirchliche Lage ausgerechnet heute nicht besonders dazu angetan, etwas aufzugreifen, das eigentlich nur mit einem heißen Herzen als Frucht des geistlichen Grundwasserspiegels sowohl als Gabe als auch als Verpflichtung, die aus solcher Berufung folgt, angenommen werden kann: die Berufung des Laien als Vollglied der Kirche.

Angesichts des nicht immer ganz störungsfreien Zusammenlebens und -wirkens wächst den geistlichen Gemeinschaften, die in sich Laien und Kleriker als Mitglieder vereinen, ein besonderer Auftrag zu. Sie sollten durch ihr Leben ein ausgewogenes Zusammenspiel beider Säulen in der Kirche als geglückt verdeutlichen.

Die ständige Veränderung der Berufsbilder und Tätigkeitsfelder, die dem Menschen heute unablässig zugemutet wird, ist ebenfalls eine nicht unwichtige Frage aus dem „Vorfeld“, die nicht ohne Auswirkungen für die Glaubwürdigkeit der geistlichen Gemeinschaften bleibt. Diese sind als feste Institutionen hierbei in besonderer Gefahr, nicht hinreichend mobil zu sein. Der Mangel wird durch geringen Nachwuchs zusätzlich erschwert. Der Versuchung, wenigstens einmal Bestehendes zu erhalten, kann man kaum widerstehen. Dadurch gehen den geistlichen Gemeinschaften aber nicht nur viele neue Einsatzmöglichkeiten verloren, sie kommen überdies im gleichen Atemzug in den Zugzwang des Konkurrenzdenkens mit anderen Trägern, deren personelle und materielle Voraussetzungen die unseren meist bei weitem übertreffen.

Mögen solche Feststellungen auch zunächst nicht mehr alle ganz strikt dem „Vorfeld“ zuzuordnen sein, so spielen sie in dem Gesamteindruck, den Außenstehende von uns haben, eine nicht geringe Rolle. Und dies ist wiederum ein wichtiges Datum des „Vorfeldes“. Sicher wäre es ein mutiger Schritt aus dem Vorfeld ins Zentrum der Ordensberufung, wenn die Regel vom letzten Platz als Weisung Jesu konsequent unser Verhalten in Kirche und Gesellschaft bestimmen würde. Sie würde z. B. dazu verhelfen, mit der augenblicklichen Position von „Randsiedlern“ innerlich und im äußeren Verhalten einverstanden zu sein und den Verzicht auf jegliche Privilegien tapfer, ohne Bitterkeit zu leisten. Wir wären dann auch bereit, nach solchen Aufgaben und deren Übernahme auszuschaun, die augenblicklich niemand zu übernehmen vermag. Daß so eine Haltung und Praxis ein hohes Maß an geistlicher Wachheit voraussetzt, ist unschwer einzusehen.

Daß so eine Wahl auch nur mittels einer intensiv gelebten, vom Evangelium geprägten Spiritualität durchzustehen ist, dürfte sich auch bald zeigen. Nach Ausweis der Ordensgeschichte wäre es aber nicht das erste Mal, daß Versuche dieser Art auf eine unerwartete Weise ein Echo finden, die Gegenliebe bei jungen Menschen. Und damit nähern sich unsere Überlegungen zum „Vorfeld“ einem Punkt, der heute sicher ein besonders schwieriger ist, den Erwartungen und der Einstellung der Jugend.

#### EINSTELLUNG UND ERWARTUNGEN DER JUGEND

Die folgenden Ausführungen werten einen längeren Aufsatz aus, den die FAZ in ihrer Nummer zum Jahreswechsel 1977/78 unter der Überschrift veröffentlicht hat: „Tausend Fragen an die Zukunft“. Der Beitrag zerfällt in zwei größere Teile; zunächst versucht die Schriftleitung aus der Fülle von Antworten, die sie von Oberstufenschülern der Gymnasien und von Berufsschülern zum Thema „Meine Zukunft“ erbeten hatte, eine Zusammenfassung zu geben; anschließend werden etwa 25 Aufsätze in Auszügen auch direkt zur Sprache gebracht. Die Antworten stammen aus den verschiedenen Teilen der BRD, und zwar vornehmlich von Schulorten, die selber Großstädte sind.

Zunächst ist folgendes bemerkenswert: So weit die Auswahl es erkennen läßt, findet sich unter den Stimmen eine einzige, die sich beim Thema „Meine Zukunft“ ausdrücklich auf ihre christliche Verantwortung beruft und sich als Christ bekennt. Ebenso fehlen aber auch solche Antworten, die einen dezidiert unchristlichen oder unreligiösen Ton anschlagen. Man ist überhaupt überrascht, wie wenig weltanschauliche Aspekte in das dafür brisante Thema eingeblandet sind. Man darf davon ausgehen, daß die Schülerantworten wohl durch eine gewisse Mithilfe seitens der Lehrer entstanden sind, und zwar in der Form von Aufsätzen, daß aber dem Ganzen doch kein fester Raster zugrundegelegt worden ist. Die Schriftleitung bedankt sich eigens bei den Lehrkräften.

Das Gros der Antworten ist ziemlich harmlos. Die Aggressivität der Endsechzigerjahre fehlt fast ganz. Bei vielen Antworten könnte man zusammenfassend über die Grundtendenz sagen: „my home is my castle“. Besonders die Berufsschüler drängen auf eine gefestigte Stellung im Beruf; sie sprechen von Heirat und Familiengründung; auch Kinder gehören in ihren Lebensentwurf. Die Oberstufenschüler der Gymnasien denken meist nur an den numerus clausus mit seinen Auswirkungen auf ihre voraussichtlichen Studienchancen, wobei nicht einmal ein besonderer Ehrgeiz zu vernehmen ist, der darauf zielen würde, eine bestimmte Hürde bzw. Schwelle unter Aufbieten aller Energie zu überschreiten. Diese im ganzen reichlich bürgerliche Mentalität erklärt auch das fast völlige Ausbleiben weltan-

schaulicher Aspekte im Hinblick auf die „Zukunft“. Nicht selten meint man Töne der Resignation zu vernehmen. Überhaupt fällt es einem zusehends auf, wie sehr die Belastbarkeit der nachwachsenden Generation im Schwinden ist. Die sogenannte Frustrationsschwelle wird immer rascher überschritten. Ein besonders signifikantes Beispiel sind die Reaktionen der Schüler bei der Zeugnisvergabe. Versager reagieren immer öfter mit Selbstmorddrohungen und ähnlichem. Die vielleicht auch durch eigenes Versagen nicht erbrachte Leistung wird mit einer drohenden Anklage kompensiert, deren Adressat die „böse Leistungsgesellschaft“ ist. Der Mut zur ehrlichen Selbstkritik ist reichlich unterentwickelt. — Und da, wo sich heute jugendliches Engagement überhaupt regt, ist es ein sehr partielles Verhalten: es geht sehr gern auf Fernste und tendiert auf Basare und ähnliche Aktionen, die manchmal dazu dienen, den Ersatz zu leisten für einen Einsatz, der den ganzen Menschen einfordern würde. Immerhin ist auch unter dieser Rücksicht eine ganz andere Beobachtung aufschlußreich, die ich selbst auch im Umgang mit Oberstufenschülern schon machen konnte: das Spektrum der Berufe ist sehr schmal, das in den Aufsätzen als bekannt vorausgesetzt wird. Dabei hat sich doch die Zahl der Berufe in den letzten Jahren beträchtlich erweitert. Aber das ist nach wie vor für die Schüler ein dunkles Land, und doch zugleich ein entscheidendes Datum für eine realistische Zukunftsfindung. Da wird noch viel zu tun sein, obwohl schon viel versucht worden ist; denn man wird die Angst vor der Zukunft nicht abschaffen können, wenn man die Möglichkeiten der eigenen Wahl und der Wege nicht bekanntmacht. Die jugendliche Entschlossenheit, sich der ganzen Wirklichkeit zu öffnen, ist derzeit besonders unterentwickelt. Was mir am meisten dabei auffällt, ist das einseitige Fordern und Anklagen, das weithin an die Stelle der Bereitschaft getreten ist, sich als junger Mensch zunächst einmal auch einfordern zu lassen. Hier wirkt ohne Zweifel auf die Jugend ein, was für unsere Gesellschaft überhaupt immer deutlicher wird: wir werden immer weniger fähig, das Spiel des ausgewogenen Gebens und Nehmens zu beherrschen.

Von den rund 25 Aufsatzbeispielen, welche die FAZ in ihrer eigenen Auswahl anführt, seien hier einige angeführt, denen man eine gewisse Aussagekraft zuerkennen kann. Ob sie allerdings so repräsentativ sind in dem Sinn, daß sie die Grundströmung spiegeln, die das „Vorfeld“ prägt, ist nur schwer auszumachen.

Alle Antworten lassen eine realistische Einstellung erkennen, und zwar manche von ihnen in so dominierender Weise, daß ihnen fast jeder Zug zum idealistisch-kämpferischen Bemühen, also der jugendliche Elan nahezu fehlt. Dies ist im Hinblick auf Jugendliche nicht nur bemerkenswert, sondern vor allem beängstigend. Eine derartige „realistische“ Sicht, die des jugendlichen Schwunges und einer angemessenen Portion Idealismus entbehrt, spricht aus folgendem Aufsatz: „Sollte ich, allen widrigen Um-

ständen zum Trotz, einen Studienplatz gefunden haben, geht der Streß erst richtig los. Liefere ich nämlich nicht entsprechende Abgangszensuren, kann ich lange nach einer Arbeitsstelle suchen. Das bedeutet drei Jahre Studienzeit voller Streß, um dann festzustellen, daß zu viele besser waren und ich ohne Arbeitsplatz auf der Straße sitze. Inzwischen bin ich 25 Jahre und habe die schönsten Jahre hinter mir. Sollte ich trotz dieser Vielfalt von Hindernissen tatsächlich einen Arbeitsplatz bekommen, heißt das für mich ja noch lange nicht, daß ich jetzt eine ruhige Kugel schieben darf. Denn vor der Tür stehen Hunderte, die nur darauf warten, daß ich einen Fehler mache, um dann meinen Platz einnehmen zu können . . . Für mich ist das ziemlich einfach zu erklären. In unserer zivilisierten (Leistungsdruck-) Gesellschaft herrscht das Naturrecht, der Starke überlebt, der Schwache muß sehen, wie er zurechtkommt. Zivilisation ist eben ein dehnbarer Begriff. Dies alles soll nicht bedeuten, daß ich mich vor der Arbeit scheue, ich finde es nur erschreckend, daß man nur um des Existierens willen über die Hälfte seines Lebens im Streß stehen muß. Die persönliche Individualität eines jeden wird eingeschränkt. Wir leben in einer materiellen Gesellschaft, das Geistige verkümmert, nur die wenigsten können von geistigen Wissenschaften leben. Man kann nicht seinen persönlichen Neigungen nachgehen, da man von diesen nur in den wenigsten Fällen leben kann.“ Ohne Unrecht zu tun, muß man von dieser Einstellung sagen, ihr fehlt noch sehr viel zur Reife; das Verhältnis zum realen Leben ist sehr einseitig von der Kluft zwischen Traum und Wirklichkeit geprägt. Der Redaktor und Autor des Gesamtartikels, Günther Rühle, faßt aus Kenntnis sämtlicher Antworten seine Eindrücke in dieser Richtung wie folgt zusammen: „ . . . Es formuliert sich in vielen Aufsätzen das Bild einer Gesellschaft, die zwar hohe Entfaltungsmöglichkeiten und hohe Entlohnungen für den einzelnen gibt, aber im ganzen doch wenig liebenswert und häßlich ist. Abneigung und Reserve beziehen sich nicht auf die politisch-demokratische Struktur (manche drängen energisch in die Politik, um den freien Rechtsstaat zu erhalten), sondern auf die Erscheinungsmerkmale des auf Arbeitsleistung angewiesenen und auch durch sie ausgewiesenen Staates. Egoismus im Verhalten zueinander, Gefühlskälte, Rücksichtslosigkeit, Abnahme der menschlichen Beziehungen, Zerfall der gemeinsamen Wertvorstellungen unter der Dominanz des Wertes ‚Lebensstandard‘, all das wird . . . beklagt. Es ist das Bild ‚einer Gesellschaft von Strebern und Karriere machern, in der Idealismus und Selbstverwirklichung und persönliche Entfaltung keinen Platz haben‘.“ In diesem Zitat aus Schülerfeder sind alle schmerzlichen Vorbehalte zusammengefaßt. Rühle macht dazu eine sehr wichtige Anmerkung: „Was immer davon übernommene, nicht selbst gebildete Vorstellungen sind, sie werden geglaubt und wandeln sich so in reale Empfindungen.“ Wie wenig Eigenständigkeit sich hinter den Klischees verbirgt, kann man eben nur vermuten. Und doch gibt es auch sehr viel

positivere Antworten; bisweilen sind sie aus der gleichen Schule, so daß der Verdacht auf eine Indoktrination seitens der Lehrkräfte wegfällt.

Das nachstehende Zeugnis könnte geradezu eine konkrete Veranschaulichung dessen genannt werden, was wir heute in einem weiteren Sinn als „konkrete Spiritualität“ bezeichnen: „Bedingung für das gute Ausüben meines Berufes müßte es sein, daß ich mich voll engagieren könnte, daß ich den Beruf mit ganzem Herzen ausübe. Ich würde z. B. äußerst ungern in einem Büro arbeiten, um dann am Wochenende ‚voll aufzublühen‘, sozusagen nur für das Wochenende und den Urlaub ‚in der Sonne‘ zu leben und darauf hinzuarbeiten und dafür zu sparen. Ich halte Menschen, die so leben, für beinahe gespaltene Persönlichkeiten, für schizophoren. Wenn ich einen Beruf ausübe, kommt es mir darauf an, daß er mir Spaß bereitet, mich ausfüllt, so daß ich nach einer gewissen Zeit sagen kann: Du hast etwas geleistet! Ich möchte also meinen Beruf nicht von meinem Privatleben trennen wie zwei verschiedenartige Leben... Meiner Ansicht nach müssen in der Zukunft andere Prioritäten gesetzt werden, man muß fort von dem Glauben des ewigen wirtschaftlichen Wachstums und statt dessen zurückfinden zu den Werten in den Beziehungen der Menschen... Ich würde gern Journalist oder Reporter werden. Als Journalistin hoffe ich helfen zu können, die Pressefreiheit zu erhalten und das Geschichtsbewußtsein bei der Bevölkerung zu wecken, um Vorurteile abzubauen und vielleicht einen Beitrag zum besseren Verständnis der Völker untereinander zu liefern.“ Nicht weniger Verantwortungsbewußtsein drückt sich in folgender Stellungnahme aus: „... Da ich unbedingt die Demokratie bejahe, werde ich soweit ich dies verantworten kann, mich der Allgemeinheit anpassen, werde zu Kompromissen bereit sein. Konkret sehe ich eine große Aufgabe für mich darin, die Stellung der Frau in unserer Gesellschaft zu verbessern, da sie absolut unzufriedenstellend ist. Ich halte das für eine sinnvolle Aufgabe, da eine Wandlung vor sich geht (man betrachte die Entwicklung vom vorigen Jahrhundert bis heute) und ein Einsatz nicht ohne Folgen sein muß. Wenn ich später Kinder haben werde, werde ich sie zu sozialem Verhalten, Verantwortung und Selbständigkeit erziehen. Das sind die Eigenschaften, die für einen Menschen in einer Gemeinschaft bzw. in der Gesellschaft lebensnotwendig sind.“

Unter Berufung auf die persönlich übernommene christliche Weltanschauung sagt eine andere Oberstufenschülerin ähnliches: „... Ich bin in einen Staat gestellt, ob ich es will oder nicht — in jedem Fall habe ich eine Verantwortung. Entziehe ich mich dieser Verantwortung, so unterstütze ich automatisch die herrschende Meinung und Politik, wie immer sie auch aussehen mag. Ich bin Christ. Ich sehe meinen Glauben nicht nur als verinnerlichte Privatsache, sondern ebenso als eine Handlung aus der Zuwendung zum Menschen und aus dem Bewußtsein, daß gesellschaftliche Verhältnisse, in denen der Mensch ein erniedrigtes Wesen ist, im Widerspruch

zur Bibel stehen. Schon allein aus diesem Grund muß ich mir die Angst vor der Politik abgewöhnen. Aus dieser christlichen Lebenseinstellung heraus werde ich auch mit der Ungewißheit über meine Zukunft fertig. Ich habe insofern keine konkreten Vorstellungen von meiner Zukunft in dieser Gesellschaft, möchte sie aber trotzdem im Ansatz darlegen. Wir leben in einer materiellen und auf Konsum und Wohlstand ausgerichteten Gesellschaft. Die Attraktivität dieser Welt stellt für mich eine dauernde Herausforderung und einen Druck dar. Zu meiner Zukunftsvorstellung gehört das Bestreben, diesem Druck zu entkommen, und das Bemühen um mehr Kommunikation zwischen den Menschen . . . Ich glaube nicht, daß wir je eine vollkommene Gesellschaft erreichen werden, doch es lohnt sich, sich für Gerechtigkeit einzusetzen und gesellschaftliche Veränderungen zu fördern. Trotz mancher düsterer Zukunftsprognosen . . . sehe ich keinen Grund zur Resignation.“

Überblickt man die Summe der hier gar nicht im einzelnen mehr angeführten Antworten, dann stehen neben den Anklagen gegen eine reiche, aber häßliche Gesellschaft andere Stimmen in nicht geringer Anzahl, die das Verlangen nach einer anderen Lebenspraxis artikulieren und nicht ohne idealen Impuls sind. Sie kommen in Bemerkungen wie den folgenden zur Sprache: „Ich will das Gefühl haben, gebraucht zu werden.“ Vom Arzt bis zur Sozialhelferin werden Berufe unter diesem Leitmotiv gesehen. Andere Motive der gleichen Werteinstellung lauten: „andere Prioritäten setzen“, „zurückfinden zu den Werten in den Beziehungen zwischen den Menschen“, „Brüderlichkeit“. Hinter solchen Forderungen steht auch der Wunsch nach „Veränderung“. Aber dieses Verlangen unterscheidet sich erheblich von den Veränderungskategorien, mit denen die politisierte Jugend der Endsechzigerjahre ihre Forderungen gemessen hat. Der aufsässigste aller Schreiber in der Beurteilung durch G. Rühle — der in einen künstlerischen Beruf drängt, drückt sich so aus: „Meine Aufgabe soll sein, das materielle Denken und die Besitzgier abzubauen, was zur Folge eine totale Verblödung und Verdummung hat. Es geht darum, den Menschen wieder geistige Werte zu geben.“

Meine eigene Auffassung zur Rolle der Jugend unter dem Gesichtspunkt „Vorfeld“ für eine Ordensberufung sei mit aller Zurückhaltung als Vermutung ausgesprochen: Hinter den idealistisch gestimmten Äußerungen und in der Klage über die Leidenssymptome einer kranken Zeit steht wahrscheinlich eine gemeinsame Grundströmung. Ein bloßes Sichabfinden, das nicht auch ein mögliches Maß von Einsatz für die Besserung geradezu herausfordert, gehört ebenso der Vergangenheit an wie das zum Teil maßlose Fordern mit geradezu revolutionären Untertönen. Der Wandel im Stimmungsbild ist natürlich noch längst keine reale Ausgangsbasis für direkte geistliche Berufe. Immerhin darf man mit der entsprechenden Behutsamkeit so etwas wie eine sich anbahnende Konvergenz im „Vorfeld“ entdek-

ken. Vor jungen Menschen mit dieser Grundeinstellung wird man sich zwar im Augenblick noch immer sehr schwer tun, sie auf den unmittelbaren Gehalt der Berufung nach dem Verständnis des Evangeliums Jesu in der Kirche als Ganzeinsatz und als Ganzhingabe für Gott und sein Königtum anzusprechen, aber mittels einer in Stufen den Sinn und die entsprechende Motivation erhellenden Führung dürfte es heute möglich sein, zumindest das Grundanliegen zu verdeutlichen und dafür sogar ein partielles Einverständnis zu erzielen. Die das ganze Leben umgreifende und verändernde Zustimmung freilich wird sich nicht so ohne weiteres einstellen. Die verschiedensten Formen der Pastoral an geistlichen Berufen sollten trotzdem an den schon vorhandenen Ansatz anknüpfen, darauf aufbauen und weiterführen. Es ist unschwer einzusehen, daß man damit gar nicht früh genug beginnen kann. Schon aus diesem Grund dürfte eine pastorale Langzeitstrategie in den jungen Familien der Ballungsräume einen ganz wichtigen Ansatz nicht versäumen.